

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

288 (10.12.1932) Die Mußestunde



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Rundfunk und gutes Gewissen

Von Fritz Rosenfeld, Wien

Am Anfang stand das Mikrophon im Senderaum der Rundfunkgesellschaft; es vermittelte den Hörern nur die musikalischen und literarischen Darbietungen aus dem Studio. Bald aber trug man es ins Freie hinaus, auf die Schauplätze der Tagesereignisse und machte es zum aktuellsten Berichterstatter. Nun hat das Mikrophon aber die spezifische Eigenschaft, nur den akustischen Teil einer Begebenheit weiterleiten zu können. Die optische Erscheinung eines Ereignisses muß auf dem Umweg über das beschreibende Wort dem Hörer mitgeteilt werden. Das ist nicht immer leicht und gelingt nur, wenn ein gewandter und geschickter Sprecher am Mikrophon steht.

Die Geschehnisse aber, die der Rundfunk heute überträgt, sind zumeist Schauarbeiten, Fußballspiele, Volksfeste, sportliche Wettkämpfe aller Art, historische Umzüge, Begräbnisse und dergleichen. Sie haben außer der Eigenheit, für die Rundfunkübertragung das denkbar ungeringste Material zu bieten noch miteinander gemein, daß sie alle wohl Tagesbegebenheiten, aber recht harmlose und im großen Zusammenhang des Weltgeschehens unbedeutende Ereignisse darstellen. Der Rundfunk beschränkt sich auf die Übertragung von beiläufigen Veranstaltungen, bei denen der große Kampf der politischen Meinungen zumindest scheinbar ausgeschaltet ist. Wo der Rundfunk politische Erscheinungen verbreiten hilft, dort handelt es sich fast immer um Festzungen und andere Festlichkeiten, deren langweiliger Ablauf bis ins kleinste vorausbestimmt ist und die Rundfunkgesellschaft gegen jegliche Übergründung sichert.

Um das Moment der Überraschung aber handelt es sich gerade, wenn man den Rundfunk wirklich zum aktuellen Berichterstatter machen will. Er muß den Ereignissen sozusaagen auf den Leib rücken, er muß den Hörer zum Zeugen lebendigen, alle unbestimmten Lebens machen. Diesem unbestimmten Leben jedoch weicht der „neutrale“ Rundfunk aus. Nicht überall in Rußland ist es heute bereits selbstverständlich geworden, daß man große politische Prozesse Eshungen in denen Fragen von allgemeinem Interesse behandelt werden durch den Rundfunk der großen Öffentlichkeit mitteilt und das Radio so zu einem wirklich demokratischen Instrument, zu einem Instrument der öffentlichen Kontrolle macht. Eine Kontrolle aber läßt nur zu, wer nicht zu fürchten hat. Den Sport in Ehren — ist eine Parlamentskennung in der wichtige Gesetze beraten werden nicht von allgemeinerem Interesse? Die unterschiedlichen Volksfeste in Ehren — sind Minderberatungen in denen es um das Schicksal eines Staates geht nicht bedeutungsvoller? Ein Amtverletzt ist auch schon — aber hätte der Rundfunk nicht die Aufgabe, neben den öffentlichen Beschlüssen auch die Justiz durch die Übertragung großer Prozesse unter der Kontrolle des Volkes zu stellen? Nicht um „Reportagen“ allein

Das Verbot der... in auf und absteigender Linie... Die Professoren... haben festgestellt, daß... in sich vereinigte... mit der Heiligen... Verwandt... ist unter Goethes... Ullas Cranach... der Ältere zu nennen und ganz besonders interessant ist, daß Charlotte Buff, das Urbild der Lotte in den „Leiden des jungen Werthers“ mit Goethe blutverwandt war. Desgleichen die Brüder Schlegel, die Brüder Grimm und Hebel. In absteigender Linie wird der Goethe'sche Familienkreis außerordentlich bunt. Ernst Hackel gehörte zu ihm die Frau Alfred Krupps, eine geborene Eichhof, ferner Karl Liebknecht der Allegei von Ruchhofen und es ist sicher auch nicht uninteressant, daß die bekannte Sängerin Elisabeth Dreßler die Dichterin Fieding und der Schriftsteller Hasenleber Goethe'sches Blut in den Adern haben — allerdings kaum alkuvell! Man sieht daraus wie sich die verwandtschaftlichen Beziehungen im Laufe von ein paar Jahrhunderten verzweigen und verästelten — kein Mensch ist eigentlich vor der Entdeckung sicher, daß er große bedeutende Männer der Vergangenheit in seiner Verwandtschaft hat. Die Genealogie bringt es an den Tag — allerdings muß man schon Goethe sein, wenn sich die Genealogien mit einem so intensiv befassen sollen. Jedenfalls gibt es heute ein paar tausend Deutsche, die in verwandtschaftlichen Beziehungen zu Goethe stehen — die anderen aber können sich trösten, daß es auch eine geistige Verwandtschaft gibt.

Der Lebertran stammt aus den Lebern verschiedener Schweißarten Kabejau Gadus callarias. Derselbe Gadus mooschua. Jetzt vor Beginn der Wintermonate ist der richtige Zeitpunkt gekommen, um einen Lebertran zu beginnen. In den ersten Tagen will der verarbeitete Lebertran den Kindern nicht besonders schmecken, aber das ist nur Gewohnheitssache, nachher nehmen sie ihn um so lieber. Keinen Lebertran gibt man eßlöffelweise täglich zwei bis dreimal. Bei Kindern die etwas überempfindlich gegen Geruch und Geschmack des Lebertranes sind, wende man beim Einnehmen keinen Zwang an. Entweder läßt man die Kinder sofort nach dem Einnehmen etwas schwarzen Kaffee trinken, wodurch der Tranaschmack beseitigt wird, oder man gibt den Lebertran in eine kleine Tasse Kaffee, wobei er wie alle Teile auf der Oberfläche schwimmt. Wenn Trinken findet der Lebertran somit zuerst den Weg in den Magen und da ihm der Kaffee gleich folgt, ist der Geschmack kaum wahrzunehmen. Schließlich kann man dem Lebertran einige Tropfen Pfefferminzöl zusetzen, wodurch er einen angenehmen Geschmack bekommt. An Stelle von reinem Lebertran kann man aber auch Lebertran-Emulsion geben. Sie hat gegenüber dem Lebertran den Vorteil, daß sie einen angenehmeren Geschmack hat und somit von den Kindern lieber genommen wird.

Literatur



Alle in dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher sind in den Buchhandlungen des Verlagsbuchhandlung Walldorf 28 bezogen werden.

Die Bücherreihe Gutenberg, Berlin, die bereits 27 Bände von J. A. D. London in einer vorzüglichen Uebersetzung und schönen Ausstattung herausgebracht hat, läßt jetzt den 28. Band dieses Autors folgen. Das Wort der Männer in seinen gebunden 270. Markt. Der Band enthält Erzählungen aus Alaska, eine Auswahl aus vier Bänden in Deutschland und unbekannten Erzählungsbänden von J. A. D. London. Eine sehr beachtliche und interessante Auswahl! J. A. D. London erweist sich in diesen Geschichten wieder als ein Erzähler ganz großen Stils. Seine ungebändigte Phantasie und seine große Darstellungskraft, eine wilde Landschaft und heroische Menschen, das gibt einen Zusammenklang ganz harter Werte. In diesen Geschichten geht es heiß ums Ganze. Die Menschen ringen mit der feinsten Natur und mit irdischen Leiden und nur der Starke bleibt Sieger. Die in die Hunderttausende gebenden J. A. D. London-Veile in Deutschland werden diesen Band mit Begeisterung begrüßen. Er verdient es.

Der Franzose André Demaison, der Verfasser des neuen Buches der Bücherreihe Gutenberg, Berlin, die bereits 27 Bände von J. A. D. London in einer vorzüglichen Uebersetzung und schönen Ausstattung herausgebracht hat, läßt jetzt den 28. Band dieses Autors folgen. Das Wort der Männer in seinen gebunden 270. Markt. Der Band enthält Erzählungen aus Alaska, eine Auswahl aus vier Bänden in Deutschland und unbekannten Erzählungsbänden von J. A. D. London. Eine sehr beachtliche und interessante Auswahl! J. A. D. London erweist sich in diesen Geschichten wieder als ein Erzähler ganz großen Stils. Seine ungebändigte Phantasie und seine große Darstellungskraft, eine wilde Landschaft und heroische Menschen, das gibt einen Zusammenklang ganz harter Werte. In diesen Geschichten geht es heiß ums Ganze. Die Menschen ringen mit der feinsten Natur und mit irdischen Leiden und nur der Starke bleibt Sieger. Die in die Hunderttausende gebenden J. A. D. London-Veile in Deutschland werden diesen Band mit Begeisterung begrüßen. Er verdient es.

Das Verbot der... in auf und absteigender Linie... Die Professoren... haben festgestellt, daß... in sich vereinigte... mit der Heiligen... Verwandt... ist unter Goethes... Ullas Cranach... der Ältere zu nennen und ganz besonders interessant ist, daß Charlotte Buff, das Urbild der Lotte in den „Leiden des jungen Werthers“ mit Goethe blutverwandt war. Desgleichen die Brüder Schlegel, die Brüder Grimm und Hebel. In absteigender Linie wird der Goethe'sche Familienkreis außerordentlich bunt. Ernst Hackel gehörte zu ihm die Frau Alfred Krupps, eine geborene Eichhof, ferner Karl Liebknecht der Allegei von Ruchhofen und es ist sicher auch nicht uninteressant, daß die bekannte Sängerin Elisabeth Dreßler die Dichterin Fieding und der Schriftsteller Hasenleber Goethe'sches Blut in den Adern haben — allerdings kaum alkuvell! Man sieht daraus wie sich die verwandtschaftlichen Beziehungen im Laufe von ein paar Jahrhunderten verzweigen und verästelten — kein Mensch ist eigentlich vor der Entdeckung sicher, daß er große bedeutende Männer der Vergangenheit in seiner Verwandtschaft hat. Die Genealogie bringt es an den Tag — allerdings muß man schon Goethe sein, wenn sich die Genealogien mit einem so intensiv befassen sollen. Jedenfalls gibt es heute ein paar tausend Deutsche, die in verwandtschaftlichen Beziehungen zu Goethe stehen — die anderen aber können sich trösten, daß es auch eine geistige Verwandtschaft gibt.

Die „Erzählungen aus dem Inneren“, die Adam Reppert unter dem Titel „In Sonne und Rauch“ C. F. Müller, Verlagsbuchhandlung, Karlsruhe, Preis geb. M. 2.85 verlegt, zeichnen sich vor allem durch die Einfachheit des Stils und der Darstellung aus, wobei das eigene Erleben des Dichters eines rühmlichst bekannten Dichters, der jetzt als Weltbürger in Mitteleuropa tätig ist, im Hintergrund steht. Die sinnliche Wärme und Phantasie des Dichters und das Handeln in diesen, dem Verfasser vertrauten Kreisen der Zeit und Zeit, bei Spiel und Ernst offenbaren, das ist mit seltenen Meisterhaftigkeit geschildert. Ein Buch eigener Art, frei von Sentimentalität, voll Gemüt und tiefer Liebe zum Leben.

Räselecke

Die ersten beiden schmecken scharf, Die Hausfrau nimmt sie nach Bedarf; Die letzten beiden essen gern. Die lieben Kinder, Damen, Herrn Das Ganze wird leicht oft gebracht. Vom Christkind in der hellen Nacht.

Silben-Räsel

Aus folgenden 38 Silben: au — ber — bet — che — dau — die — e — el — er — er — fe — fet — fen — gal — hand — hard — im — ir — iu — kalb — ke — lord — lär — le — ra — mann — mer — ni — nie — ol — re — re — re — te — ti — to — tsich — wach — werk — wild

bilde man 17 Wörter. Bei richtiger Zusammenstellung ergeben deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen eine Lösung der Eisernen Front.

Die Wörter bedeuten: 1. Landschaft in Niederösterreich, 2. Deutscher Dichter, 3. Höchstelebung, 4. Junger weiblicher Fisch, 5. Monat, 6. Stadt der Rheinpfalz, 7. Nadelbaum, 8. Verfasser des Walbariteldes (Mönch), 9. Körperorgan, 10. Festliche Veranstaltung, 11. Fächergefäß, 12. Türkischer Titel, 13. Westfälischer Fluß, 14. Kleingewerbliche Betriebsform, 15. Geistesgestalt, 16. Monat (nach Göttin benannt), 17. Afrikanisches Hochland. (In der Lösung ist „ch“ ein Buchstabe.)

Räselauflösungen

Auflösung des Silben-Räsel: Weihnachtsinzerate bitte zeitig aufgeben!

Bilderräselösung: Ein guter Anordner ist besser als zwei gute Schaffer

Richtig gelöst: Jul. Grimmer, Karlsruhe; Friedr. Hönel jr., Karlsruhe; Bertold Josef, Karlsruhe; Oerd. Hespeler, Karlsruhe; Frau Rosa Weiß, Karlsruhe.

Witz und Humor

Aus der Schule. Der Lehrer hatte über Karl V. gesprochen und über sein Reich, in dem die Sonne bekanntlich nie Miene machte, unterzugehen. Der kleine Pili war das ziemlich eal. Sie schlief sanft und mit offenen Augen dabei. Pili: wer hatte im Mittelalter die größte Krone der Welt? fraagte der Lehrer scharf. Pili erhob sich achselabwerfend: „Der Könia mit dem dicksten Kopf.“ („Der Wahre Jacob“)

Mandoverzet. Reichswehr zieht durchs Etädichen „Komm, Juste Soldaten!“ Der saag Juste: „Ivovai ich id allens vilke besser im Kientopp!“ („Der Wahre Jacob“)

Die Dresdener Gemäldegalerie ist weltberühmt. Jeder auswärtige Besuch den die Mutter beim Kochen los sen will wird hinführt. Nun hat die Verwaltung der Gemäldegalerie eine Neuerung eingeführt. Beim Eintragen des Namens in dem die Besucher ihren Namen eintragen können hinter dem Namen ist Platz für Bemerkungen über Wünsche, Anregungen, Gründe des Besuchs. Die dritte Seite des Buches lautet: „Gute Nacht! Guterger aus Glauhau, weil es regnet.“ („Der Wahre Jacob“)

Schriftleiter C. Grünebaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28

groß, es um... die ein... verfaßt, die also... diese... aus... und... jense... bringen, die bereits... das Bild... des... nissen... färb... und... fälschen... können, es gibt... die... atuffische... Aus... weitung... des... Raumes, in dem... beraten... und... gerichtet... wird, um die... tatsächliche... und... moralische... Vergrößerung... der... Zuhörertribünen, um die... Einbeziehung... des... ganzen... Volkes... in die... lebendige... Zeugn... schaft... schick... wichtiger... Ereignisse.

Daß es technisch möglich ist, Parlamentsitzungen, Prozesse, politische und wirtschaftliche Beratungen aller Art zu übertragen, unterliegt keinem Zweifel. Aber es gehört zu diesen Übertragungen nicht nur ein Mikrophon — sondern auch ein gutes Gewissen. Die Nachhaber der bürgerlichen Welt wollen das Volk nicht zu Zeugen ihres Regierens machen. Die verschlossenen Türen sind die Voraussetzungen einer wohl in die äußere Form der Demokratie gekleideten in ihrem Wesen aber undemokratischen Herrschaft. Deshalb finden die Mikrophone der vom bürgerlichen Staat kontrollierten Rundfunkgesellschaften keine anderen der Übertragung würdigen Begebenheiten als die Regelluhabende des Provinzspielers oder die Landung eines Luftschiffes. Denn das aus der allgemeinen Zeugnenschaft fließende Wissen um die Methoden nach denen wir regiert werden, um Protektion und Korruption, um Heuchelei und Betrug, würde ja den kapitalistischen Nachstaat erschüttern. Die Bühne und Buch, Film und Lied wie jede Form geistiger und künstlerischer Mitteilung ist auch der Rundfunk in der bürgerlichen Gesellschaft eine Schutzwaaffe geworden, die den Bestand der vom Ansturm neuer Ideen gefährdeten bürgerlich-kapitalistischen Ordnung verlängern soll. Hätten die Herren dieser Welt ein gutes Gewissen, sie müßten das Mikrophon als stimmten Zeugen der Völkerverbindungen und Bankberatungen, der Parlamentardebatten und politischen Prozesse nicht scheuen. Da sie das Obi des Volkes das der Rundfunk sein könnte, fürchten als den gefährlichsten Feind ihrer Macht, spielen sie ihm lieber sanfte Musik vor, Heurigenlieder, Schlager von Mai, Mond und Liebe und machen das Mikrophon zum Berichterstatter über Dagatellen.

Rokoko-Spiel mit dem Tode

Der Marquis de Rochet, Pair von Frankreich und ehemaliger Vertrauer des Königs, hatte drei Jahrzehnte hindurch mit seinen boshaften Streichen und Capriolen Hof und Gesellschaft von Paris in Atem gehalten und es schließlich so weit getrieben, daß ihn keiner mehr empfang. Er, der ehedem der Meistbedeudete gewesen eine glänzende Erscheinung der Salons und die Fäden aller Intrigen beherrschte hatte wie ein Mariowettenspieler die seiner Puppen, lebte als Sechzigjähriger völlig einsam in seinem Landhaus vor Paris. Er beschäftigte sich damit — man raunte es sich ängstlich zu —, seine Memoiren zu schreiben, die nach seinem Tode in Druck gegeben werden sollten. Wer als Zeitgenosse Rochets eine Rolle in der Gesellschaft gespielt hatte, sah dem Erscheinen dieser Erinnerungen mit Bangen entgegen und wünschte sich im Geheimen von diesem sonderbaren Marquis überlebt zu werden. fast jeden hatte er in eine unmögliche Situation gebracht — manche von den Schönen Frankreichs in den Armen gehalten. Rochet war ein großer Spötter, er würde auch ein eblicher Chronist sein. Kurz, man hatte allen Grund, diese Memoiren zu fürchten, und darum wünschten dem Marquis alle, die es anging, ein langes Leben.

Wie erschreckt also war man als plötzlich die Kunde von seinem Tode nach Paris drang. Waren auch Rochets letzte Jahre einsam — sein Begräbnis wurde eine Senation ersten Ranges. Ein Pair hat Anspruch auf Pomp zu Grabe getragen zu werden — selbst wenn er ein enfant terrible gewesen ist. So auch hier unübersehbar war die Reibe der Wagen, die am Begräbnistage zum Hause Rochets hinausfuhrten. Wer einen Namen hatte in Paris, ließ anspannen, um dem Toten in kostbarer Trauerkleidung die letzte Gesellschaft zu leisten.

In der großen Halle des Hauses war der Sarg aufgebahrt, feierlich künfterten die Kerzen die in mächtigen Kandelabern zu Häupten und Rücken des Toten brannten. Die schwarzgewandete Dienerschaft hatte Mühe die zur Trauerfeier über alles Erwarteten zahlreich Erschienenen zu plazieren. Es schimmerten die Uniformen, es funkelten die Orden, es rauschten die schwarzen Roben der Damen. Immer wieder öffneten sich die Türen neue Trauergäste, trafen ein und die Fülle im Hause wurde geradezu brünstig. Man wartete auf das Erscheinen der Geistlichen und benützte die kleine Weile um sich flüsternd über den Toten zu unterhalten und die reizendsten Anekdoten weiterzugeben. Es war als hätten sich diese Leute hier weniger dazu verlammt, um einen Verstorbenen auf dem letzten Wege zu begleiten — es laa ihnen sehr daran sich gemeinsam seiner Sonderbarkeit zu erinnern und vielleicht noch dies oder jenes über ihn zu erfahren. Sie wollten an einem gesellschaftlichen Ereignis teilnehmen und nicht zuletzt an einer Modenschau.

Da hörte man Schritte. Anmerklich wurde es still. Doch wer beschrieb das Entsetzen der Versammelten als jetzt nicht etwa der Geistliche zu dem Sarge tritt, sondern leibhaftig der Marquis de Rochet, aufrecht und lebensfroh wie je, mit liebenswürdigem La-

den vor seinen Mästen, die ihn zu begraben vorhätten, sich vor-
weigend

„Es freut mich,“ begann Kocher mit kräftiger Stimme, „Sie bei
mir zu sehen, sagt mir doch Ihre Anwesenheit, daß Sie mich nicht
vergessen haben. Hätte ich Sie als Lebender zu mir geladen —
niemand wäre erschienen. Und da ich den Wunsch hatte, alle diese
vertrauten Gesichter noch einmal bei mir zu sehen, rief ich Sie als
Toter her, und Sie kamen alle, ein schöner Beweis der Achtung,
die Sie einem toten Manne zollen. Ich hoffe, Sie werden mit die
Enttäuschung verzeihen! Ich lebe, bei Gott, und ich bin des Lebens
froh. Darf ich einladen, auf meine Gesundheit zu trinken?“ —
Die Gäste, soweit sie Humor hatten, machten gute Miene zum
bösen Spiel und folgten der Einladung. Jene, welche beleidigt
waren, und die es warnte, wieder einmal einem Streiche Kochers
zum Opfer gefallen zu sein, rollten allerdings erboht in ihren
Kaufschuhen davon.

Aber niemand spielt ungestraft mit dem Tode: Als der Marquis
ein Jahr später wirklich starb, hüteten sich die ganz Schläuen, noch
mols auf den Feim zu gehen, und man trug den Paic von Frank-
reich unter auffallend geringer Beteiligung zu Grabe.

Zweimal Karlsbad

Am Verlag Der Baderzeitung, S. m. d. B. Berlin,
28. 11. 1910, erschien Lieben der Brautroman „Der
Hilfsmann“ von Beria Sellner (Preis 4.00 RM.). Ein
Frauenleben, eng verknüpft mit der Arbeiterbewegung, von
der Fortschrittlichkeit bis zum Ausbruch des Weltkrieges wird
erzählt. Wie die tragende Figur des Romans die Welt sieht,
das möge die nachfolgende Episode zeigen:

Im Untergeschoß des Hotels lagen die Küche und die Jurichte-
und Aufwahräume. Auf einem Aufwahrtafel war Kaffeetafel für
die Mädel. Was für eine Dienstmädchenskaffee! Karlsbader
Kaffe in Karlsbader Porzellan und Karlsbader Gebäck dazu. Frei-
lich, es war ja nur eine ganz billige Kanne, und der Schnauz fehlte,
und der Henkel war nur noch ein Stumpfen. Und der Kaffee war
dünn, er war sehr dünn; aber er war ja auch zum dritten Male
aufgegossen, und das kam keiner ohne Schaden vertragen. Und
das Brot war schwarz und grob und pampig und zog sich zwischen
den Zähnen und quiekte ein bißel, so als ob man in weichen Ka-
dierquinnis beißt.

Bozema konnte den Kaffee nicht trinken und das Brot nicht essen.
Ihr war weh und übel. Aber es blieb ihr nicht Zeit, groß daran
zu denken; es blieb ihr nicht einmal Zeit, ein Arbeitskleid anzu-
ziehen. Schon stand sie oben im obersten Stock und schwang den
Klopfel, sah aller Staub entseht von dammen wick und schlug die
kleinwüchigen Spinnentierlein tot.

Endlich war es neun und Zeit zum Nachtmahl. Es gab wieder
Kaffee und das tätschliche Brot. Bozema hatte noch keinen Feier-
abend. Sie wollte etwas Lohn haben und mußte dafür in ihrer
Freizeit bei der Küchenarbeit helfen. Für die Stubenmädel gab
keinen Lohn. Sie kamen meistens im März, pухten und säuberten
das ganze Haus und bereiteten alles für die fremden Gäste. Dafür
hatten sie Eisen und Hobdach. In der Fremdenzeit mußten sie dann
schauen, an dem plätschernden Bächlein, dem pariamen Gerinnel
der Trinksalber ihr Beherlein zu füllen. Gelang es ihnen nicht, so
war's halt ihr eigenes Pech!

Bozema klapperte mit Tellern und Schüsseln in dem warmen,
fettigen Wasser. Hätte sie nur die Speisereste nicht sehen brauchen,
so übel wie ihr war. Und hätte sie nicht nur sehen brauchen, wie
der Koch die Fleischstücke von den Tellern in eine große Kasserolle
tat. „Das gibt ein Gulasch für uns,“ lüchelte ihr der Küchen-
junge zu. Sie schüttelte sich vor Ekel. Es wurde halb elf, es wurde
elf. Sie klapperten mit Tellern und Schüsseln im lauen, fettigen
Wasser. Der Feiger ging auf zwölf, da kam die Anna: „Komm,
ich zeig dir, wo du schlafen sollst.“

Sie stiegen eine Treppe hinunter und kamen zu den Wasch-
räumen: Waschküchen, Mangelstuben, Biegelstuben. Sie stiegen
noch eine Treppe hinunter und standen nun drei Stockwerke tief
im Leib der Erde, vor den Schlafkammern der Mädchen. Nebenan
waren die Kohlenteller.

Drei Kammern, lang und schmal. In jeder standen vier
Betten und in jedem Bette sollten zwei Mädchen schlafen. Vor den
kleinen Fenstern war die Erde ellenbreit ausgehachtet. An hellen
Tagen, die droben alles in Glanz tauchten, fiel da ein graues Licht
herin. Die Fenster öffnen. — das waagten die Mädel nicht. Da
draußen trieben feiste Ratten ihr Wesen.

Ein Glühlicht gab unklaren Schein. „Sie, hier schlafen wir
zwei,“ die Anna deutete auf ein Bett. Es lag noch so, wie sie es
am Morgen verlassen. Und Bozema wagte nicht hinzusehen und
sah es nur gar zu gut: die Bezüge waren seit Zeiten nicht ge-
waschen. Sie setzte sich auf ihren Korb und schlug die Hände vors
Gesicht.

„Dir ist wohl bang nach heim?“ fragte die andere. „Gleich
nein, komm lieber schlafen.“ Sie kleidete sich aus. „D, du liebes

„Gepöhl!“ dachte Bozema, während sie die habsche Mühe,
Wäsche an, nur ein geschlossenes Kleidchen unter der habschen Mühe,
und das war so schmutzig wie das Bett. Sie spürte den fremden
Blut, und Scham stieg in ihr Gesicht. „Ich kann mir erst im
Sommer was kaufen, wenn ich Geld verdiene,“ sagte sie. Bozema
riß ihre Hemden aus dem wohlgepackten Korb, die Schwester
Martha so fein genäht und gestickt hatte: „Komm, nimm so lang
von meinen.“

Nun lag sie im Bett, ganz auf der Kante, um nicht zu nah an
den Schmutz und an den fremden Körper zu kommen. Und da war
nicht nur Schmutz, da sah auch alles voll Ungeziefer.

Die Mädchen atmeten tief, schliefen den Schlaf ihrer Müdigkeit.
Bozema starrte ins Dunkel der Nacht, ihre Augen brannten, und
ihre Herz war schwer von verhaltenen Tränen.

Am Morgen ging Bozema zur der Verwalterin. „Sie weiß es
wohl gar nicht, wie es bei uns ausschaut,“ hatte das einfältige
Herz gedacht, und nun wollte sie sich reines Bettzeug holen und
freie Zeit, um die Kammer zu säubern.

Die Gestrenge sah das Mädel nur an und kugelte die Augen
um und um und dergoß ihre Würde: „Da drunten, da drunt
ist's grad so, wie's für ein Dreckschlampen paßt.“

Mandern, nickend, lächelnd gehen die Menschen in den Straßen
der Bäderstadt. Sie neigen sich bewundernd vor schönen Frauen,
neigen sich begehrend vor funkelnden Steinen, vor rotem, gleisem
dem Golde, neigen sich, hoffärtig-nechtisch, vor Rang und leeren
Ahnengebüchsen.

Vahendbuntleuchtende Blumen an den Promenaden und stille,
wissende, alte Bäume. Keiner, feiner, zarter Duft, wie die Blüten-
knospen ihn hauchen, und süßlich-saure Parfüms, der Geruch des
Blutes und des Lagers um die Dirnen und Damen.

Heute ist der erste Mai. Und durch die Straßen rollen
Gummikablen, schöne, schlanke Pferde im silbernen Geschirr, auf
dem Bock Stöße von Holz mit Leder überzogen, im betrefsten Ge-
wande der Dienstbarkeit, im Wagen die Noblesse. Noch nicht die
allerfeinsten, die läßt noch warten.

Den Sprudelballen zu drängen sich die Gaffer. Bozema ist unter
denen, die gaffen. Sie hat ein paar Stunden frei und ist aus
Connenlicht getrocknet.

Sie steht da, benommen und ein wenig irrt und wirrt, und plö-
lich weiß sie es: hier hat sie nichts zu suchen. „Heute ist der erste
Mai, und in den Städten und Dörfern im Lande geben sie mit der
herzblutroten Nelke geschmückt, die ihre Brüder sind.“ Sie wendet
sich heimwärts. Bitterer Joen schüttelt sie und Schmerz und Ekel.
Ihr ist, als sei sie bestohlen worden. Der eitle Reichtum, der alle
Tage feiern darf, hat sie um ihr einziges Fest betrogen.

Der Löwe im Abteil

Der Autor, Regisseur und Operateur des stimmungsvollen Meister-
werkes „Lima“, Hr. Maximilian von Weyher, hat „Das
Lionenbuch“ mit dem erlauchten Unterstit. Aristonische Aben-
teuer mit dem König der Tiere“ geschrieben. Der Verlag S. A.
Drochhaus gibt es heraus. Wir erwidern diesem mit 42 her-
lichen Photos geschmückten „Lionenbuch“, dem herrlichste
und fesselndsten, das je über den König der afrikanischen Steppe
geschrieben wurde, mit Genehmigung des Verlages S. A. Droch-
haus, Leipzig, folgenden Abchnitt.

Ich habe mit einigen Männern gesprochen, die beim Bau der
Britisch-Ostafrikanischen Eisenbahn beschäftigt gewesen waren, und
habe so von Augenzeugen grauenvolle Berichte über frühere An-
griffe von Löwen auf Arbeiter und andere Leute gehört. Besonders
lehrreich für die Art und Weise, wie ein menschenfressender Löwe
zu Werke geht, ist ein Vorfall, der sich in Kinna, einer kleinen
Station, die etwa 400 Kilometer von Mombasa entfernt liegt,
abspielte.

Der Löwe hatte sich offenbar sehr an Menschenfleisch gewöhnt.
Er hatte schon mehrere Menschen fortgeschleppt, und einmal wurde
die Station förmlich von ihm belagert, bei welcher Gelegenheit
folgendes klassisches Telegramm an die Eisenbahndirektion gelangt
wurde:

„Löwe kämpft mit Station. Schickt schnell Hilfe.“
In dem Augenblick, in dem das Telegramm abgehandelt wurde, be-
fand sich der Löwe auf dem Dach des Stationsgebäudes und be-
mühte sich, mit seinen schweren Taten die Wellblechplatten abzu-
reißen. Er zerschmitt sich zwar die Füße auf das übelste, konnte
jedoch einige Metallstreifen aufbiegen, wurde aber dann von den
starken Balken aufgehalten.

Der erste ernsthafte Versuch, den Löwen zu erlegen, wurde von
einem Lokomotivführer unternommen; dieser verlor sich bei Nacht
in einem leeren Wasserlauf, wobei er hoffte, durch ein kleines Loch
an der Seite einen Schuß auf den Löwen abgeben zu können. Ganz
richtig stellte sich in jener Nacht auch der Löwe ein: anstatt getötet
zu werden, hätte er jedoch beinahe den hoffnungslosen Jäger ge-
tötet. Das Tier kroch auf der Oberseite des Tanks entlang, lanate
mit der Pranke durch das Reinigungslöcher ins Innere und erschreckte

den Lokomotivführer, so daß dieser durch das Loch in den Tank zu
gerade noch ein wenig, um ein Durchsichsehen des Löwen zu ver-
hindern.

Als die Lage immer bedrohlicher wurde und immer mehr Leute
den Löwen zum Opfer fielen, machte sich der Polizeipräsident, ein
Herr Nyall, in seinem eigenen Eisenbahnwagen nach Kinna auf,
einzig und allein in der festen Absicht, nun endlich dem Unwesen zu
steuern. Da die Bestie in der Nacht vor seiner Ankunft gesehen
worden war, beschloß er, sich sofort für die Nacht in seinem Wagen
auf die Pauer zu legen.

Der Wagen wurde daher auf ein Nebengeleis in der Nähe der
Station geschoben, und die Weissen machten sich bereit, endlich das
mörderische Ungeheuer zur Strecke zu bringen, das die ganze Gegend
in Schrecken bezwungen hatte. Allerdings bezweifelten sie, ob der Löwe
auf Schussweite herankommen würde. Ihre Deckung war ja keine
Festung und kein Stationsgebäude, das weithin den typischen
Geruch von Negelleibern ausströmte, sondern ein fester Eisenbahn-
wagen, der nach Maschinenenteilen und anderen feindseligen Dingen
roch, die nichts mit Fraß für einen Löwen zu tun haben.

Nach Anbruch der Dunkelheit verließen die Weissen den Wagen
und suchten nach dem Löwen. Die nähere Umgebung bot ihm nicht
viel Deckung, und so mochte ein Schuß das Ungeheuer ohne jede
weitere Aufregung beenden. Er war jedoch nicht zu entdecken. Man
kehrte also zum Wagen zurück, aß und verbrachte die Zeit, indem
man in der Dunkelheit mit schußbereitem Gewehr dasaß und auf
den Löwen wartete.

Etwas um Mitternacht lagen sich die drei Herren, daß es keinen
Zweck habe, daß sie alle drei noch länger aufbleiben sollten. Herr
Nyall übernahm die erste Wache, während seine Freunde — der
eine auf dem Boden, der andere in einer Bettstatt — sich zur Ruhe
legten. Am dem einen Ende des Wagens befand sich eine Schiebetür,
die nach dem Verbindungsgang zu den anderen Abteilen
führte, am anderen Ende ein Fenster, durch das Nyall Ausschau
hielt.

Nyall mußte wohl eingeschlafen sein, denn er stieß nicht den lei-
sten Warnungsruf aus, als sich nun folgendes begab:

Der Löwe, der sich bisher verborgen gehalten hatte, kam jetzt
überraschend heron und enterte den Zug. Er schlich sich leise den Gang
entlang und erreichte das Abteil, in dem sich die drei Weissen be-
fanden. Unter seinem Gewicht hing der Wagen nach einer Seite
über, so daß sich die Tür hinter ihm selbstständig schloß.

Welch fürchterliche Lage! Die drei Leute waren in dem kleinen
dunklen Raum mit einem riesigen, menschenfressenden Löwen zu-
sammengesperrt!

Der Mann im Bett wurde von einem durchdringenden Schrei
geweckt. Er sprang empor und erschrak vor Schreck über den An-
blick, der sich ihm bot. Gerade unter ihm, mit ausgestreckter Hand
bequem zu erreichen, stand ein ungeheurer Löwe! Sofort wußte
er, daß es nur das Tier sein konnte, das sie erlegen wollten; und nun
stand der Dursche hier, mitten unter den Jägern und konnte sich
nach Belieben eines von ihnen zum Nachtmahl wählen.

Im gleichen Augenblick erwachte der Mann auf dem Fußboden,
der einen schweren Druck auf der Brust fühlte. Er wandt sich vor
Unbehagen und wollte den Gegenstand, der ihn bedrückte mit der
Hand fortbeweichen. Sein Herz stand still, als seine Finger ein ha-
ariges Bein umfaßten, das ganz jenseitlos zu einem Löwen von
außerordentlicher Größe gehörte.

Der dritte Mann, der arme Nyall, verbarnte im Dunkel in un-
beiständendem Schweigen.

Der Mann im Bett hatte keine Schusswaffe bei sich, und es gab
nur eine Möglichkeit, zu einer Schusswaffe zu kommen, ohne dem
Löwen vor der Nase herumzuwischen: durch die jetzt geschlossene
Tür hinauszuweichen und sie aus den Eingeborenenabteilen zu holen.
Da der Löwe reglos stand und zu Boden zu blicken schien, entschloß
sich der Mann, den Gewaltstreich zu wagen. Um die Tür zu er-
reichen, mußte er beim ersten Schritt einen Fuß auf den Rücken
des Löwen setzen, fürwahr kein angenehmes Unterfangen! Er tat
es jedoch und erreichte die Tür, ehe der Löwe nur Zeit hatte, sich
umzudrehen und zu knurren. Doch, o Schrecken: die Nezer hatten den
Einbruch des Löwen bemerkt und hielten jetzt mit vereinten Kräften
die Tür zu.

Nach kurzem, wildem Kampf gelang es dem Weissen, der im Geiste
schon die Pranke des Löwen spürte, die Tür aufzureißen, hinaus-
zuflüchten und sie hinter sich zuzuworfen.

Beinahe im gleichen Augenblick hörte die zitternde Schar das
Explorieren von Glas und einen schweren Fall außerhalb des Wa-
gens. Der Löwe war durch das Fenster gesprungen und hatte
Nyall mit sich geschleppt. Dem Mann, auf dem der Löwe ge-
standen hatte, war kein Haar gekrümmt.

Am nächsten Morgen fand man die traurigen Ueberreste Nyalls
im Gebüsch nur ein paar hundert Meter von der Station entfernt.
Der Löwe hatte sich wacker an seinem Opfer gütlich getan. Ich
nehme an, daß Nyall sofort tot war; wahrscheinlich drangen ihm
ihon beim ersten Biß des Löwen die Innereien ins Gehirn.

Dieses ganze fürchterliche Abenteuer zeigt deutlich den Mut, die

zum Angriff entschlossen ist. Nachhald den waffen andern Eltern,
verliert er bei solchen Gelegenheiten selten den Kopf und braucht
nicht erst zur Wut aufgepeitscht zu sein, ehe er gewaltsam vorgeht.
Von Jugend auf ist es seines Amtes, zu töten, um Nahrung zu ge-
winnen; als rechter, tüchtiger Kerl tut er das, was ihm zu tun
obliegt, so einfach, zweckentsprechend und schnell, als er kann.

Was soll man Kindern zu Weihnachten schenken

Die Zeiten sind gegenwärtig derartige, daß man nur mit vieler
Mühe und mit Verzicht auf veredeltes Andere Kinderwünsche
wird nur halbwegs zu erfüllen trachten. So wenig oder soviel man
den Kleinen unter den Weihnachtsbaum legt, immer sei man von
dem Gedanken geleitet, daß neben der Freude auch das erziehlige
Moment in Berücksichtigung gezogen werde.

Selbst dort, wo die Möglichkeit besteht, über das bescheidene
Ausmaß hinaus zu schenken, wird man Dinge wählen, die die
kindliche Phantasie anzuregen imstande sind, sie zu befruchten. Ob
es sich um kleine Haushaltsgegenstände handelt oder um die
beliebten Puppen und Puppenspiele verschiedenster Art, immer soll
darauf Bedacht genommen werden, daß Kindergebirde und Kinder-
hände sich mit ihnen zu beschäftigen haben werden, daß dadurch
Gedankenarbeit entsteht.

Eines aber oder vielmehr einiges, darf niemals auf den Oberfläch-
lich gelegt werden: das sind die Kriegsspielsachen. Gleichgültig,
ob der Säbel „herzig“, der Schwert „süß“, das Gewehr „drollig“
und die ganze winzige Uniform „herrlich“ oder „entzückend“ sind,
es handelt sich hier um etwas gedankenlos Gegebenes, in seiner
Auswirkung auf die kindliche Psyche und Entwicklung Verberer-
des. Denn: was antworten Vater oder Mutter oder der Erzieher
oder überhaupt jemand, an den diese Frage gerichtet ist, wenn
man denn diese Dinge benötigt? Sind sie doch harte genaue Nach-
ahmungen der großen Zerstörungswerzeuge, die der Vernichtung
von Menschenleben und Sachgütern gewidmet sind.

Man sage nicht das übliche „ach, das Kind versteht es ja nicht“;
gerne ist das Verständnis des Kindes für die engeren Zusammen-
hänge von Krieg und Vernichtung und Zerstörung und Waffen
kein vollkommenes, daß es aber gelegentlich mit dem Säbel (auch
die stumpfspitzigen können ganz gut Wunden herbeiführen) seinem
Spielkameraden arg zusetzen kann, ist mehr als einmal in der
Wirklichkeit vorgekommen.

Jedes Soldatenspiel ist geeignet, den Geist der Gewalt in die
Kinderseelen zu pflanzen; etwas, womit man den anderen ver-
letzen, ihm wehtun kann, ist nichts, das in die Hand eines Men-
schen, überhaupt schon gar nicht in die eines Kindes, gehört. Wer
verantwortlich ist für ein Kind, der muß besonders darauf achten,
daß nichts mit ihm in Berührung kommt, wodurch eine ungünstige
Veranlassung seiner Entwicklung entstehen könnte.

Jedes Stück, das unter den Weihnachtsbaum für Kinder gelegt
wird, muß mit liebevollem Verständnis gewählt werden, muß
darauffin geprüft werden, welchen Einfluß es auf die empfangs-
bereite Kinderseele haben kann.

In friedlichem Sinne, im Sinne des Aufbaues, der Achtung des
Menschenlebens, der Güte und des menschlichen Fortschritts sei jede
Gabe gewählt. Was in die Kinderherzen frühzeitig gelegt wird als
Samen, geht im späteren Leben im Verhalten, im Tun, im Unter-
lassen auf. Kinder zu Menschen erziehen, heißt, sie frühzeitig mit
Bedürfnissen des Lebens in Verbindung bringen, sie zu lehren, das
Schöne zu tun, das Häßliche, das Verderbenbringende zu meiden.

Wer einem Kinde etwas schenkt, hat damit über sich selbst Aus-
kunft gegeben. Das bedenke jeder, der zu Weihnachten Kindern
Freude zu machen bereit ist.

Man habe aber den notwendigen Mut, das Angebot von den
verschiedenen Kriegsspielsachen glatt abzulehnen; die Industrie
wird sich in der Erzeugung jeweils nach der Nachfrage richten
und sich umstellen müssen, um das Gewünschte auf den Markt
zu bringen. Nur dadurch wird es möglich sein, in erziehlischem
Sinne auf Alt und Jung zu wirken.

Weihnachten ist das Fest des Friedens, des Freudebringens und
des Freudeempfindens; es wäre eine Dissonanz, würden unter den
grünen Tannen Nordwerkzeuge ein miniaturen Liegen. Frieden ist
das brennende Bedürfnis der Menschheit und der Menschen, jeder
einzelne hat es in der Hand, dazu beizutragen. Er beginne zu
Weihnachten damit, daß er es ablehnt, jene Dinge zu kaufen, deren
Bestimmung auf Zerstörung beruht. Adele Bruckner.

Welt und Wissen

Karl Liebknecht — ein Verwandter Goethes. Das Goethejahr
hat uns, abgesehen von den Goethefesten, eine ganze Menge merk-
würdiger und zum Teil recht interessanter Veröffentlichungen be-
schert — die merkwürdigste und nicht uninteressanteste ist eine